



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Eine Geschichte von Florenz

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Eine Geschichte von Florenz*)



a civiltà europea è in gran parte italiana, l'italiana in gran parte toscana, la toscana fiorentina in gran parte. Mit diesen Worten des florentinischen Patrioten Niccolo Tommaseo hat es Robert Boehlmann gerechtfertigt, daß er mit seinen Studien über italienische Wirtschaftsgeschichte „von der Stadt Machiavellis“ ausgegangen ist, und kein Kenner unsrer modernen Kultur wird leugnen, daß zu dieser die Arnostadt in den zweihundert Jahren von Giotto bis Michel Angelo mit ihren damals hunderttausend Einwohnern einen unendlich viel größern Beitrag geliefert hat als das jetzt über hundert Millionen Bewohner zählende Russenreich in den tausend Jahren seines wüsten Daseinstraumes. Es ist ein neues Blatt in dem Ruhmeskranze der deutschen Wissenschaft, daß ihr dieses wichtige Gemeinwesen seine erste den heutigen Anforderungen genügende Geschichte verdankt. Trollopes Geschichte des Florentiner Gemeinwesens ist nur eine hübsche Erzählung nach Chroniken. Perrens hat das Staatsarchiv der alten Republik benutzt, aber doch, namentlich in der ältern Zeit, manche Lücke seines Wissens mit eleganter Rhetorik verhüllt und hie und da wohl auch seine gestaltungskräftige Phantasie zu stark walten lassen. Was aber Italien betrifft, so ist es ein sonderbares Verhängnis, daß die Stadt Villanis, Machiavellis und Guicciardinis in unsrer Zeit zwar ein Menge fleißiger Forscher, aber keinen wirklichen Geschichtschreiber hervorgebracht hat außer dem Marchese Gino Capponi, dem — er war die Hälfte seines achtzigjährigen Lebens blind — sein reicher Geist und edler Charakter die Augen nicht ersetzen konnten. Der Stoff des vorliegenden ersten Bandes von Davidsohn, der, die Register abgerechnet, achthundertdreißig klein gedruckte Seiten großen Formats enthält, wird bei Capponi auf zwanzig Seiten abgefertigt. Und um einen Begriff von dem Unterschied in der Behandlungsweise zu geben: Capponi will, wo er die Klostergründungen erwähnt, nur mitteilen, wie Vallombrosa entstand, und er-

*) Robert Davidsohn, Geschichte von Florenz. Erster Band. Ältere Geschichte. Mit einem Stadtplan. Berlin, Ernst Siegfried Mittler und Sohn, 1896. — Forschungen zur älteren Geschichte von Florenz. Von Robert Davidsohn (in demselben Verlage). Die „Forschungen“ sind längere Anmerkungen zur „Geschichte,“ die ihres bedeutenden Umfangs wegen in einen besondern Band zusammengefaßt werden mußten.

zählt einfach die Legende von Johann Gualbert, dem Stifter von Vallombrosa, wie sie im Brevier steht, Davidsohn weist nach, daß die Fabel von der wunderbaren Bekehrung des Jünglings*) aus Deutschland stammt und von begeisterten Verehrern Johannis auf diesen übertragen worden ist, teilt eine von Fabeln freie, bisher ungedruckte Vita des Heiligen mit und macht den bedeutenden Einfluß klar, den Gualbert auf seine Vaterstadt ausgeübt hat.

Capponi ist, wie später Perrens, von Thiers angeregt worden, der zu sagen pflegte, da die moderne Entwicklung mehr und mehr der Demokratie zuneige, so sei es notwendig, die Geschichte des am meisten demokratischen Gemeinwesens zu studiren.***) Seit Thiers hat sich auf dem politischen wie auf dem historischen und dem naturwissenschaftlichen Gebiete eine starke Reaktion gegen die demokratische Strömung erhoben, und es ist ein heftiger Streit darüber entstanden, ob die Weltgeschichte von den Völkern oder von den großen Männern gemacht werde. Der Einsichtige muß nun zwar diese Fragestellung für unsinnig erklären, hält es aber allerdings für eine der wichtigsten Aufgaben der Geschichtschreibung, zu ermitteln, welcher Anteil den Massen, und welcher den Führern an den geistigen und politischen Bewegungen, an der gesamten Entwicklung gebührt, und wie beide gegenseitig von einander abhängen, und für diesen Zweck sind ohne Zweifel vor allem die kleinen Gemeinwesen ins Auge zu fassen, in und von denen die höhere Kultur geschaffen worden ist. Unsr heutige Zeit verfährt exakt und behandelt den Menschen zunächst als einen Gegenstand der Naturwissenschaften; sie erklärt jeden Einzelnen als das Produkt seiner Vorfahren und seines „Milieu.“ Und es läßt sich nicht bestreiten, daß sich auf diesem Wege vieles erklären läßt, wofern man nur immer festhält, daß all unser Erklären weiter nichts ist als ein Aufdecken von Abschnitten einzelner Kausalreihen, deren Anfänge uns ebenso verborgen bleiben wie ihre Enden. Die Eltern, die ihrerseits das Produkt von zwei Elternpaaren sind usw., liefern dem Kinde einen gewissen Knochenbau: „die Statur,“ wie es Goethe in der scherzhaften Wegerklärung seiner Originalität nennt, eine gewisse Blutmischung, eine gewisse Größe und Form des Gehirns, was alles das Temperament des neuen Wesens ausmacht und es zu gewissen Leistungen

*) Er habe seinem Feinde, der sich am Karfreitag mit wagerecht ausgestreckten Armen, also in Kreuzesform, vor ihm zur Erde geworfen, verziehen, und als er dann die Kirche betreten habe, habe das Bild des Gekreuzigten vor ihm grüßend das Haupt geneigt.

**) Thiers erregte gleich bei seinem ersten Hervortreten den heftigsten Abscheu der feinen, durch und durch aristokratischen Frau Emile Girardin (Delphine Gay); sie beschreibt ihn als un petit homme mal né, mal fait, mal mis et mal élevé. Die Wichtigkeit der Geschichte von Florenz hatte schon Gibbon bemerkt; er schwankte jahrelang, ob er die Geschichte dieser Republik (allerdings nur in der Mediceerzeit) oder der schweizerischen schreiben solle; ein Schweizer Freund gab für diese den Ausschlag. Das Manuskript wurde ungünstig beurteilt und deshalb vom Verfasser den Flammen übergeben.

befähigt, zu gewissen andern unfähig macht. Vom Milieu hängt es dann ab, ob dem Menschen zu den Leistungen, für die er befähigt ist, die Gelegenheit geboten wird oder nicht, welche seiner Anlagen entwickelt werden, welche unentwickelt bleiben oder verkrüppeln müssen. In der ungeheuern Mehrzahl der Fälle wird man damit auskommen, wenn man den Menschen als ein Ergebnis von Mischungen betrachtet; nur das Genie macht es zweifelhaft, ob nicht noch ein geheimnisvolles Etwas, ein gänzlich Unbekanntes, ein göttlicher Funke zur Mischung hinzukommen müsse. Bloßes Wissen ist als reine Quantitätenanhäufung leicht zu erklären, wenn man unter dieser nur versteht, daß ein Etwas zu einem ihm gleichartigen und an ihm meßbaren Etwas gethan wird, denn im übrigen allerdings verhalten sich geistige Quantitäten ganz anders als körperliche. Die seligen Knaben im Faust wachsen dadurch, daß sie vom Vater Seraphicus verschlungen werden und nun durch seine Augen, wie durch Fenster, die Welt betrachten. In der That wachsen die Schüler dadurch, daß sie der Lehrer mit seinen Augen sehen lehrt. Aber noch weit wichtiger ist der entgegengesetzte Vorgang, daß nicht die Schüler in das Innere des Lehrers eindringen, sondern daß er in ihr Inneres aufgenommen wird, daß nicht er sie verschlingt, sondern sie ihn verschlingen, und hier tritt eben der große Gegensatz der Geisterwelt zur Körperwelt, trotz des unlöslichen Zusammenhangs beider und ihrer gegenseitigen Abhängigkeit von einander, hervor, indem der Verschlungne nicht allein außerhalb des Verschlingenden und unverfehrt bleibt, sondern durch dieses Verzehrtwerden selbst größer und stärker wird. In dem Kirchenhymnus *Lauda Sion Salvatorem*, der dem Thomas von Aquin zugeschrieben wird, erscheint der im Sakrament genossene Christus als der Typus und zugleich als der Höhepunkt dieses geistigen Ernährungs- und Verdauungsprozesses:

sumit unus, sumunt mille,
quantum isti, tantum ille,
nec sumtus consumitur.

Ein großer Gelehrter ist ein Mann, der viele andre Männer geessen hat, und er könnte nicht das sein, was er ist, wenn es nicht viele außer ihm gäbe, die einen des Verzehrtwerdens werten geistigen Inhalt hätten. Selbstverständlich wird dieser gelehrte Mann dann wieder von vielen andern als geistige Nahrung genossen. Um ein andres Bild zu gebrauchen: der größere Mann ist Blüte und Frucht am Gewächse seines Volkes, dessen übrige Mitglieder Wurzeln, Blätter und Zellen des Schaftes oder Stammes sind; er könnte ohne den Stamm mit seinen Wurzeln, Zweigen und Blättern nicht da sein, und diese wiederum wären nicht da, wenn nicht der Same einer ältern Frucht aufgegangen wäre, wenn also nicht vor ihnen Männer mit einem bedeutenden geistigen Inhalt gelebt und gelehrt hätten. Da sich jedoch Blüte und Frucht weniger quantitativ als qualitativ von den übrigen Pflanzenteilen

unterscheiden, so wird wohl das Bild von der Pflanze nur in dem Falle passend gefunden werden, wenn der größere Geist nicht eine bloße größere Anhäufung von Wissensstoff, sondern zugleich mit einer Phantasie begabt ist, die die gesammelten Erkenntnisse neu zu ordnen, mit einander in neue Beziehungen zu bringen, aus ihnen neue Gestalten zu formen vermag, d. h. also, wenn die bloße Gelehrtenthätigkeit in die künstlerische übergeht. Dasselbe gilt natürlich von den bildenden Künsten und von der Musik. Aus einem ganz unmusikalischen Volk wird kein großer Tonkünstler entstehen; ein kleiner Mozart muß mit einem in jahrhundertelanger Vererbung verfeinerten Gehörorgan, ebensolchen Fingern und Gehirnverbindungen zwischen beiden ausgestattet sein, die ihn befähigen, Tonreihen leicht aufzunehmen, sie festzuhalten und auf einem Instrument neu hervorzurufen, und solche Tonreihen müssen sein Ohr von Kindheit auf umklingen. Bei einem mittelmäßigen Komponisten wird die Tonbilderei, wie beim gewöhnlichen Gelehrten das Studium, eine bloße Stoffanhäufung bleiben, er wird in seinen Werken nichts als Erinnerungsbilder wiedergeben, die aus ihren alten Verknüpfungen in neue überzuführen eine von der Scherensarbeit des gewöhnlichen Zeitungsschreibers nicht wesentlich verschiedene Verrichtung ist. Das wunderbar ergreifende in den originellen Tongestalten des genialen Komponisten gehört eben zu den Erscheinungen, die uns zwingen, es unentschieden zu lassen, ob wir hier bloß noch eine durch Vererbung und Milieu hervorbrachte außerordentliche Geschicklichkeit im Verknüpfen vor uns haben, oder ein neues, unmittelbar vom Himmel herabgestiegenes Element.

In den großen Staatsmännern und Feldherren haben wir zuerst wieder eine gewisse Menge von Kenntnissen als notwendig anzuerkennen, deren Wert dann, gerade so wie bei den Gelehrten, Dichtern und Künstlern, durch die hinzutretende Kraft der Phantasie erhöht und mit dem Stempel des Genies geadelt wird. Wie wäre ein Napoleon denkbar ohne einen großen Schatz von staats- und militärwissenschaftlichen Kenntnissen! Aber wer nicht bloß Bücher über staats- und kriegswesen schreiben, sondern einen Staat lenken und Kriege führen will, bei dem müssen zu den Kenntnissen noch eine Menge Gaben hinzukommen, die teils ins Gebiet der Phantasie, teils in das des Verstandes, teils in das des Willens gehören. Vor allem die Fähigkeit, herrschende Willensströmungen in seinen eignen Willen aufzunehmen, mit diesem die noch nicht wollenden zu ergreifen und in dieselbe Strömung hineinzureißen, macht den großen Volksführer, der freilich nur dann ein großer Staatsmann ist, wenn er sich erreichbare und vernünftige Ziele steckt, die Mittel zu ihrer Verwirklichung erkennt und sie richtig anwendet. Es ist nun klar, daß, so wenig die Botokuden einen Raffael erzeugen können, ebenso wenig ein großer Eroberer und Organisator, der einer gewaltigen Willenskraft bedarf, aus den schläfrigen Guaranis erstehen konnte, die von den seelenhungrigen Patres Jesuiten all-

nächtlich durch ein Glöcklein zur Erfüllung ihrer ehelichen Pflicht geweckt werden mußten, weil sie sie sonst aus Faulheit unterließen. Alexander der Große ist nicht denkbar ohne seinen Vater Philipp und seinen Lehrer Aristoteles, jener nicht ohne Epaminondas, Epaminondas und Aristoteles aber waren Produkte des griechischen Volksgeistes, der in den einzelnen Bürgern der kleinen griechischen Staaten lebte, vorzugsweise in dem am meisten demokratischen (nicht im heutigen Sinne demokratischen, da ja der Demos die Sklaven nicht mit umfaßte), in Athen. Thukydides hat von dieser Kulturwerkstatt, in der nicht allein Alexanders Geist, sondern auch ein wesentlicher Bestandteil unsers heutigen europäischen Geistes gebraut worden ist, sozusagen das Dach abgehoben in der Rede auf die Gefallnen, die er dem Perikles in den Mund legt, und die dieser wohl der Hauptsache nach so gehalten haben wird. Nach unsern Gesetzen, heißt es da unter anderm, haben alle gleiche Rechte, und wer sich in etwas auszeichnet, der wird zur Staatsverwaltung berufen, nicht weil er einer gewissen Klasse angehört, sondern seiner Tüchtigkeit wegen; Armut und niedriger Stand hindern niemand, dem Staate die Dienste zu leisten, die er zu leisten vermag; im Privatleben lassen wir weitherzig die Freiheit walten, beargwöhnen einander nicht, nehmen es dem Nachbar nicht übel, wenn er sich ein Vergnügen macht, undbürden uns und andern nicht solche Lasten auf, die zwar nicht den Charakter von Strafen tragen, aber doch mißmutig machen. Bei solcher Zwanglosigkeit des Privatlebens vermeiden wir doch Ungefeßlichkeiten, aus natürlicher Scheu und aus Gehorsam gegen die Obrigkeit und die Gesetze, vorzugsweise gegen die zum Schutze der Unrecht leidenden erlassenen Gesetze und gegen die ungeschriebnen, deren Übertretung Schande bringt. Durch öffentliche Lustbarkeiten, wie durch eine anständige häusliche Einrichtung erhalten wir uns die Heiterkeit. Bei unserm Reichtum genießen wir die Erzeugnisse des Auslands, als wären es heimische. In Beziehung auf den Krieg unterscheiden wir uns ebenfalls von unsern Gegnern. Wir machen unsre Stadt zum Gemeingut, lassen jeden unsre Sehenswürdigkeiten beschauen und weisen keinen Fremden aus, weil er vielleicht etwas gesehen hat, dessen Kenntniß unsern Feinden nützen könnte, indem wir uns weniger auf unsre Einrichtungen und auf Täuschung der Gegner verlassen als auf den Geist, den wir zu allen unsern Thaten mitbringen; und während jene ihre Bürger vom Knabenalter an plagen, um sie zu tapfern Männern zu erziehen, leben wir ungezwungen und bestehen dann doch gleichgroße Gefahren. Indem wir so mehr mit leichtem Mut als mit angequälter Dressur und nicht aus anbefohlnen, sondern aus angeborener Tapferkeit den Gefahren entgegengehen, haben wir vor jenen den Vorteil voraus, daß wir uns nicht schon, ehe die unabwendbare Plage beginnt, vorher unnötigerweise abgeplagt haben. Und noch aus vielen andern Gründen verdient unser Staat Bewunderung. Wir lieben das Schöne ohne Verschwendung und betreiben die Wissenschaften, ohne dadurch verweichlicht zu werden. Den Reichtum gebrauchen wir nicht zum Prunk, sondern als

Mittel zu Thaten; seine Armut einzugestehen, ist für niemand ein Schimpf, nur wenn einer nicht arbeitet, um sich daraus zu befreien, gereicht es ihm zur Unehre. Unsere hervorragenden Männer sind gleich befähigt zur Besorgung ihrer eignen häuslichen wie der öffentlichen Angelegenheiten, und die Gewerbe treiben, sind trotzdem doch auch mit den Staatsangelegenheiten vertraut. Wer an diesen gar nicht teilnehmen will, den nennen wir nicht ruheliebend, sondern unnützlich, und so beurteilen wir denn alle zusammen die öffentlichen Einrichtungen und Unternehmungen und planen sie, indem wir nicht die vorherige Beratung für einen Schaden ansehen, sondern vielmehr dieses, daß man nicht vorher mit Worten unterrichtet ist, ehe man zu Thaten schreitet. So zeichnen wir uns auch dadurch vor andern aus, daß wir zugleich kühn und besonnen sind, während die andern nur die Unkenntnis der Thatfachen mutig, Überlegung aber zaghaft macht. Die sind doch wahrlich die stärksten Seelen, die sowohl das Schreckliche wie das Angenehme auf das genaueste kennen und dennoch vor den Gefahren nicht zurückweichen. Auch in der Gutherzigkeit übertreffen wir die meisten, denn nicht als Empfänger, sondern als Spender von Wohlthaten haben wir uns Freunde gemacht.

So ungefähr sprach Perikles. Ein zu schönes Bild, als daß ihm die Wirklichkeit vollkommen hätte entsprechen können, oder als daß eine Wirklichkeit, die ihm entsprach, lange hätte dauern können! Doch hat die politischen Schattenseiten der Demokratie niemand schärfer hervorgehoben als Thukydides, und da er die Rede des Perikles ohne Kritik wiedergibt, so muß er wohl diese Charakterschilderung des athenischen Staatswesens als im wesentlichen richtig anerkannt haben. Und auch wenn wir diese Rede nicht hätten, würden wir uns sagen, daß die Fülle von Geist und Schönheit, die das athenische Völkchen im Zeitraum eines Jahrhunderts hervorgebracht hat, nur im freudigen Zusammenwirken freier und glücklicher Menschen geschaffen worden sein kann. Daß Athen weder einen Großstaat begründen noch dem in seiner unmittelbaren Nachbarschaft entstehenden militärisch gewachsen sein konnte, versteht sich von selbst, da kein irdisches Wesen für entgegengesetzte, einander ausschließende Aufgaben befähigt ist. Seine Niederlage im peloponnesischen Kriege aber hat sich das Volk mehr durch Folgsamkeit gegen seine großen Männer als durch Widerstand zugezogen. Es war gewiß nicht richtig, wozu es Perikles überredete, Attika der Verheerung preiszugeben und sich sehr gegen seine Neigung in die Stadtmauern einzupferchen zu lassen,*) wo es dann bald der Pest zur Beute fiel, und zu dem thörichten Unternehmen gegen Sizilien ließ es sich durch den glänzenden Alkibiades hinreißen. Jedenfalls haben wir in

*) Aus dem Munde des Dikaiopolis in den *Acharnern* erfahren wir, wie die Bauern die Stadt verwünschten, und aus dem des Trygaios im „Frieden,“ wie sie sich nach ihren Aekern und Weinsböden sehnten.

Athen und Alexander das Muster der mit der politischen verschlungenen Kultur-entwicklung: höhere Kultur kann nur im freien Spiel eng benachbarter, im lebhaftesten Gedankenaustausch und in immerwährenden Interessenkonflikten mit und gegen einander wirkender Menschen, also in kleinen städtischen Republiken erzeugt werden; zu großen auswärtigen Unternehmungen dagegen, zur Gründung von Großstaaten durch Eroberung, gehört eine ständige, einheitliche Leitung, sie ist also gewöhnlich das Werk eines genialen Monarchen oder eines Monarchen, der sich genialer Diener erfreut. Soll aber der Großstaat nicht ein bloßes Barbarenreich sein, das keinen höhern Zweck erfüllt und mit dem Tode seines Gründers zerfällt, so bedarf der Gründer aller der Kulturschätze, die vorher in jenen kleinen Werkstätten geschaffen worden sind, und der Zweck des Großstaates besteht dann darin, auch solche Volksschichten und Volksmassen, die ihrer geographischen oder wirtschaftlichen Lage nach zur selbständigen Erzeugung von Kultur unfähig sind, mit der von andern geschaffnen zu durchdringen.

Gewöhnlich, sagten wir, sei für dieses zweite die Monarchie notwendig. Gerade die merkwürdigste aller Großmächte jedoch, darum die merkwürdigste, weil sie nicht von einem ganzen Lande, nicht von einem starken Volke geschaffen worden, sondern gewissermaßen von einer politischen Zelle ausgehend pflanzenhaft erwachsen ist, war eine Republik. Aber allerdings eine aristokratische. Der Notwendigkeit einheitlicher Leitung bei großen Unternehmungen und in großen Gefahren hat Rom durch die Diktatur Rechnung getragen, die bewunderungswürdige Erfindung des politischen Genies, mit dem das ganze Römervolk begabt war, eine Erfindung, die die einheitliche militärische Leitung in gefährlichen Lagen sicherte, ohne das ganze Staatswesen dauernd einem einzigen Willen zu unterwerfen, der, mag er durch Geburt oder durch Wahl zur Herrschaft gelangt sein, ebenso leicht unvernünftig als vernünftig sein kann. Die Römer hatten das Vertrauen, daß es in einem nicht gar zu großen Kreise von patriotischem Geiste erfüllter Familien niemals an der zur guten Leitung und zur Vergrößerung des Staats erforderlichen Vernunft fehlen werde, und ihr Vertrauen hat sie nicht getäuscht. Sie waren sich bewusst, daß sie, die „Patres,“ zum Herrschen geboren, durch eine Art Schöpfungswunder dazu befähigt waren. Die sonderbarste aller Stadtgründungsfragen läßt Rom aus einem Räuberasyll hervordachsen, während doch das römische Volk die verkörperte Geseßlichkeit gewesen ist; ihm hat in seiner ältern Zeit das Lob, das Tacitus den Germanen spendet, daß bei ihnen gute Sitten mehr gegolten hätten als Geseze, in weit höherm Maße gebührt als diesen. Welche wunderbare Selbstbeherrschung eines ganzen, freilich kleinen Volkes bekundet es, daß die Ehescheidung dem Manne zwar geseßlich erlaubt war, die erste Scheidung aber erst im Jahre 523 der Stadt vorgekommen ist! Und nicht aus einem unedeln Beweggrunde verstieß Spurius Carvilius Ruga seine schöne und tugendhafte Gattin, sondern weil

sie unfruchtbar war, was bei dem Familienstolze des Römers gewiß als ein wirkliches Unglück empfunden wurde; dennoch zog er sich eine Rüge vom Censor und den Haß des Volkes zu. Der erste Vatermörder war L. Ostius, nach dem zweiten punischen Kriege, der erste Muttermörder P. Malleolus, zur Zeit des Krieges gegen die Cimbern. Die Parteikämpfe, so heftig sie sein mochten, vollzogen sich unblutig, und bis zum Ende der punischen Kriege sah die Stadt keinen blutigen Aufstand in ihren Mauern, und selten ward sie mit groben Verbrechen besetzt. So waren die Römer ein gebornes Herrschervolk, dazu berufen, andern Gesetze zu geben, weil sie sich selbst beherrschten. Auch hier waren, wie in Griechenland, die großen Männer nur die Blüten und Früchte des Gewächses, ohne dieses Gewächs, das Volk, gar nicht denkbar; ein Cincinnatus, ein Scipio, ein M. Porcius Cato waren ebenso die Quintessenz und der Spiegel der guten Eigenschaften des römischen Volkes, wie Perikles die Quintessenz und der Spiegel Athens gewesen war. Als dann das fertige Weltreich einen Imperator erforderte, waren von dem Volke, das den Wunderbau aufgerichtet hatte, nur noch Reste, einzelne ausgezeichnete Männer, vorhanden; doch wäre es durch ein Wunder unverfehrt geblieben — wie hätte es anders unvermischt und unverdorben bleiben können! —, so würde es dieser neuen Aufgabe nicht gewachsen gewesen sein; es ist undenkbar, daß eine Stadt ein Weltreich regieren könne.

In neuerer Zeit haben die Niederländer einen dritten Typus der kulturschaffenden und politisch erfolgreichen Republik dargestellt; sie waren Athener in der Fröhlichkeit und in der Liebe zu den Künsten (darin freilich mehr realistisch als idealistisch gerichtet), und Römer in der eisernen Willenskraft, der diamantenen Härte und unüberwindlichen Beharrlichkeit. Jüngst ist in diesen Hefen das Urteil eines Finanzmanns angeführt worden, die Niederländer hätten mit ihrem Gelde die Spanier besiegt. Vor Ehrenberg hat das schon der letzte Geschichtschreiber der Niederlande, Wenzelburger, ausgesprochen: „Der selbstloseste Patriotismus, die aufopferndste Hingebung und der glühendste Religionseifer können auf die Dauer, wenn sie nachhaltige Wirkung äußern sollen, der realen Machtmittel nicht entbehren, und lange vor Montecuculi mußten die Provinzen ebensogut wie Philipp, daß die drei Erfordernisse zum Kriegsführen sich in dem Worte »Geld« zusammenfassen ließen.“ Aber warum hatten sie Geld, während Philipp keins hatte? Weil sie unermüdlich thätig, von starkem Erwerbssinn gestachelt, von kühnster Unternehmungslust besetzt und gute Wirte waren. Und warum verwendeten sie ihr Geld auf Kriege mit übermächtigen Gegnern? Weil sie die Freiheit liebten. Und warum liebten sie die Freiheit? Weil ihr Leben einen Inhalt hatte, der ihnen wert war, weil sie dieses ihnen teuren Lebens froh werden wollten, und weil sie das nicht konnten unter einem Despoten. Gewiß wären die Niederländer unterlegen, wenn nicht Wilhelm von Dranien ihren Widerstand organisiert hätte, aber

auch ein Dranien kann nichts organisiren, wo nichts vorhanden ist, und er wäre nichts geworden, er hätte keine Rolle in der Weltgeschichte gespielt, wenn er nicht ein Volk von Männern getroffen hätte, von denen sich jeder lieber in Stücke hauen ließ, lieber ein Räuber wurde, als daß er sich den verhaßten Spaniern unterworfen hätte. Und was für Räuber waren diese Busch- und Wassergeusen! Jeder von ihnen wußte, daß ihm die grausamste Hinrichtung gewiß war, wenn er den Feinden in die Hände fiel, und aus diesem Bewußtsein verteidigte er sein eignes Leben und verfuhr er mit den Gegnern. Es war ein Heldienstück sondergleichen, als Moritz von Nassau bei Nieuwport die Flotte wegschickte und sein zwischen das Meer und den Feind eingeklemmtes Heer vor die Wahl stellte, ob es die Übermacht besiegen oder bis auf den letzten Mann fallen wolle, aber dieses Heer bestand eben aus Männern, von denen jeder zu gleichem Entschluß fähig gewesen wäre. Und wie innig war das Seeräubertum mit dem Handel verbunden, wie bereicherte es die Holländer, und wie förderte es den Aufschwung ihrer Flotte! Bald war die Handelsflotte der beiden Provinzen Holland und Seeland allein dreimal so groß wie die englische; im Jahre 1601 segelten fünfzehnhundert holländische und seeländische Heringsfischer aus, und alljährlich wurden tausend Schiffe gebaut; bald machte der Schiffbau Holland auch zum Mittelpunkte des europäischen Holzhandels, und friesische Dorfbewohner sägten mit den von ihnen erfundenen Windsägemühlen den Ausländern ihr Holz. Als dann der holländische Handel im Gange war, wurde die Seeräuberei allerdings als Plage empfunden und unterdrückt. Nicht bloß in Europa, in Indien bekämpften die Holländer Spanien, und die Staaten unterstützten Polarexpeditionen, nicht weil die Entdeckung einer nördlichen Durchfahrt Gewinn versprochen hätte, sondern um die Kühnheit und Todesverachtung der Seeleute zu steigern. Wo barer Gewinn winkte, da bedurfte es keines andern Stachels: „um des Gewinnes willen würde der holländische Kaufmann durch die Hölle fahren; er würde auch seinen Gott verkaufen, wenn er ihn liefern könnte.“ Mit Heiligenbildern schmückten diese kalvinistischen Bilderstürmer ihre Schiffe, wenn sie an italienischen Küsten Geschäfte machen wollten.

Der hervorragenden Männer bedurfte ein solches Volk von lauter Helden, Heiligen und Teufeln nur, wo und soweit einheitliche Leitung der aus jedes einzelnen Brust und Kopf hervorsprühenden Unternehmungslust notwendig war. Und auch da band man sich nicht sklavisch an den Willen des Führers. Die Einnahme von Briel durch Freibeuter im Anfange des Krieges (Den ersten Dag van April Verloor due d'Alva zyn briel, spottete das Volk) entsprach durchaus nicht Draniens Plänen; „aber wie der Aufstand aus der eigensten Initiative des Volks begonnen worden war, so wurde er auch von diesem, dem eigentlichen Helden des achtzigjährigen Kriegs, zu Ende geführt.“ Von Rembrandt schreibt Wenzelburger: „Keiner der Zeitgenossen ist so wie er der

beredte Zeuge der Herrlichkeit seines Vaterlands gewesen, denn nicht die Großthaten seines Volks oder einzelner Helden schilderte sein Pinsel, sondern das einfache, alltägliche bürgerliche Leben, dessen urwüchsigere Kraft alle die Tugenden entsproßten, die die Größe eines Volks und die Blüte eines Staats bedingen, war der würdige Vorwurf des Künstlers, der, als echter Sohn seiner Zeit und seines Volks, mit wahren Künstlerstolz es verschmähte, dasjenige zu verherrlichen, was nach den herrschenden Begriffen nur die Erfüllung der Bürgerpflicht war.“ Die „Herren Staaten“ bildeten einen Senat gleich dem römischen, dessen politische Weisheit nicht an eine einzelne Persönlichkeit gebunden war; ihren bedeutendsten und verdientesten Staatsmann nach Wilhelm, Oldenbarneveldt, opferten sie auf dem Schaffot, weil es das Gemeinwohl zu erfordern schien, und Hugo Grotius verbannten sie, aber dadurch wurden sie nicht unfähig, die Politik Europas noch ein halbes Jahrhundert hindurch zu beherrschen. Daß sie ihre Stellung auf die Dauer nicht behaupten konnten, lag an der Kleinheit ihres Landes, die freilich auch die Bedingung ihrer vorübergehenden Größe gewesen war, weil solche Gleichförmigkeit der Gesinnung und des Charakters bei großer Regsamkeit jedes Einzelnen nur auf einem kleinen Gebiete möglich ist. Die Einigkeit wurde auch so schon nur durch die gemeinsame Gefahr erhalten; sobald diese nachließ, sah man sich zunächst genötigt, die Verfassung aristokratisch zu gestalten, und die immer bequemer werdenden reichen Kaufherren ließen dann allmählich die Aristokratie in die Monarchie übergehen.

(Schluß folgt)



Neue Novellen



ie deutsche Novelle, wohlverstanden die poetisch gehaltvolle, künstlerisch reife Novelle, die nach dem Ausspruch eines ihrer bedeutendsten Vertreter, Theodor Storms, „gleich dem Drama die tiefsten Probleme des Menschenlebens behandelt, die höchsten Forderungen der Kunst nicht nur duldet, sondern auch stellt,“ mit einem Worte „die strengste Form der Prosadichtung“ ist, hat ihre Blütezeit entschieden in den fünfziger bis siebziger Jahren gehabt. Freilich ist auch damals die Zahl der bloßen Erzähler weit größer gewesen als die der erzählenden Dichter, und ein gewisser Teil des Publikums hat mit der angenehmen Gleichgiltigkeit, mit der die weidende Herde schlichtes Gras und blühende Blumen zwischen die Zähne bringt, platte Unterhaltungsgeschichten und wahre